

Sachs-Hombach, K. (1993). *Philosophische Psychologie im 19. Jahrhundert. Entstehung und Problemgeschichte*. Freiburg, München: Verlag Karl Alber. 376 Seiten, DM 94,-.

Titel, Untertitel, sowie die Äußerung des „Autors über sein Buch“ (2) verheißen viel, sehr viel. Man sollte vermuten, daß hier eine Gesamtdarstellung der Psychologiegeschichte des 19. Jahrhunderts vorliegt, ein Kompendium, von dem Generationen von Forschern und Studenten zehren können. Die Äußerung auf S. 2 mildert diesen enormen Anspruch keineswegs ab, sondern verstärkt ihn geradezu: „so entsteht ein historisch orientiertes *Handbuch*, das gleichermaßen für den Philosophiehistoriker und für den Kognitionswissenschaftler geeignet ist“, so der Autor in der Einschätzung seiner eigenen Leistung. Maße man das vorliegende Buch an diesem gewaltig überzogenen Anspruch, so könnte es vor ihm nicht bestehen. Aber genau besehen kann es auch als Handbuch der Psychologiegeschichte des 19. Jahrhunderts nicht konzipiert gewesen sein, und diesen Anspruch löst es auch unverhofft nicht ein. Allem Anschein nach ist das Buch seiner Entstehung nach eine akademische Qualifikationsarbeit, die bei F. Fellmann in Münster entstanden ist. Entsprechend ist es angelegt als ein Beitrag zur Erforschung des Verhältnisses von Psychologie und Philosophie von K. Ph. Moritz bis W. Wundt und bis W. Dilthey. Wir sollten also gnädig sein und das Buch an diesem immanenten Konzept und nicht an seiner vollmundigen Selbstpräsentation messen.

Das Werk entwickelt seine Fragestellungen in drei Teilen, die freilich nicht durch Epochen, sondern durch systematische Fragestellungen charakterisiert und voneinander abgegrenzt sind. Gleichwohl, da auch Fragen ihre Konjunkturen und ihre Geschichten haben, bauen die Teile *auch* historisch aufeinander auf. So behandelt der erste Teil das Spannungsfeld der Metaphern und Modelle, auf dem sich eine philosophische Psychologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts in ihrer Ablösung von der metaphysischen Psychologia rationalis (in der Folge von Descartes) und ihrer Hinwendung zu einer empirischen Forschung bewegen mußte. Sachs-Hombach sieht dieses Feld durch die Extreme eines mechanistischen Modells der Maschine und eines morphologischen Modells des Organismus strukturiert an. Als Namen setzt er hierfür Herbart einerseits, Carus andererseits ein. Man kann die Ausschließlichkeit, ja darüber hinaus den die Geschichte der Psychologie erschließen wollenden Wert dieser Alternative bezweifeln. Verdeckt wird das durch eine argumentative Schwäche des Buches insgesamt; der Autor gibt nämlich allzu oft als ein Allgemeines aus, was doch nur ein Partikulares ist; so führen die Aussagen über die Schriften von Carus oft das grammatische Subjekt „die romantische Psychologie“, und so werden die Aussagen auf diese Weise falsch, obwohl sie als beschränkte

Aussagen über Carus richtig gewesen wären. Gerade Carus hätte in dieser Hinsicht eine besondere Vorsicht verdient; denn zwar wird er gemeinhin der Romantik zugerechnet, doch ist er in seinen morphologischen Ansichten, und Sachs-Hombach leugnet das keineswegs, sondern schildert es ausführlich, dermaßen von Goethe beeinflusst, wie das auf keinen anderen der Romantiker zutrifft. Zwar wollen wir ja gar nicht verlangen, was man von einem Handbuch hätte verlangen müssen, nämlich daß alle Romantiker mit allen ihren Leistungen für eine philosophische Psychologie gewürdigt würden, aber daß ein so untypischer Vertreter wie Carus den Ersatznamen „die romantische Psychologie“ an sehr vielen Stellen des Buches bekommt, ist sehr ungewöhnlich und hätte doch zumindest eine sorgfältigere und überzeugendere Begründung verdient als die einzige, die ich finden konnte, nämlich daß Carus seit 1846 - so wird ohne Beleg behauptet - den „Ruf“ gehabt haben soll, der bedeutendste der romantischen Psychologen zu sein, alle anderen könnten „diesen wirkungsgeschichtlichen Erfolg nicht verzeichnen.“ (90) Darüber hinaus behauptet Sachs-Hombach eine „Zeitverschiebung, mit der die Romantik, primär mit dem Lebensproblem beschäftigt, zur Anwendung der biologischen Konzeptionen in der Psychologie gelangt.“ (59, Anm. 32) Wenn es eine solche „Zeitverschiebung“ tatsächlich gegeben hat, dann dauerte sie jedenfalls nur von 1797-1799, nicht aber bis Carus sich endlich 1831 mit Psychologie befaßt. Zwar sind auch Sachs-Hombach gewisse Ungereimtheiten in dieser Hinsicht nicht entgangen, nämlich z. B. daß „die romantische Psychologie“ (das muß immer heißen, Carus mit seinen psychologischen Arbeiten) erst beginnt, als „die Romantik bereits als Anachronismus erscheint“ (ebd.), und daß es vor der „romantischen Psychologie“ (= Carus) schon andere bedeutende psychologische Arbeiten von Romantikern gegeben hat: Eschenmayer 1817 (90, Anm 18), Schubert 1808, 1814, 1830 (ebd.). Aufgrund der Identifikation von Carus mit der Romantik finden sich bei Sachs-Hombach folgende Behauptungen: Die Romantik besitzt „vom Standpunkt der neuzeitlichen Methodenrationalität“ (was damit gemeint ist, bleibt offen: Bacon oder Carnap, Descartes oder Popper) keine tragfähige Grundlage - man sehe sich etwa die frühromantischen Naturforscher A. v. Humboldt, J. W. Ritter, H. Chr. Oersted und ihre elektrodynamischen und elektrochemischen Entdeckungen an und prüfe, ob dieser Satz noch zu halten ist. Ferner setze die Romantik auf „ein einführendes Denken“ - auch das gilt nicht uneingeschränkt für eine Romantik, gewiß jedoch für Carus. „Die Romantik führt ... einen Ideenrealismus ein“ (91) - nein, sondern allein der Goetheaner Carus tut das. Das „unbestimmte Ganzheitsdenken der romantischen Psychologie“ (105) ist eine kritische Charakterisierung, die zwar nicht nur Carus, wohl aber nur die Spätromantik, keineswegs aber die psychologischen Versuche der Frühromantik

trifft usw. Spät erst erfahren wir den vermutlichen Grund der Überbewertung von Carus als „die romantische Psychologie“; sie läßt sich nämlich „als Vorstufe des ‚Symbolischen Pragmatismus‘ von Fellmann lesen.“ (137, Anm. 24)

Der Antipode von Carus, Herbart, erlebt eine ähnliche aufwertende Generalisierung, die freilich sachlich wesentlich unbedenklicher ist; statt „Herbart“ heißt es vielfach „die Herbartschule“, wo einzig von den Schriften Herbarts die Rede ist. Beide Positionen aber, der physikalistische Elementarismus Herbarts wie die morphologisch-genetische Auffassung von Carus sind sich einig in der Ablehnung sowohl der alten metaphysischen Psychologie der Seelenvermögen als auch in der Ablehnung der Transzendentalphilosophie als Antwort auf die Frage nach der Natur und dem Ursprung des Wissens des Menschen. Während der erste Teil des vorliegenden Buches nach den Orientierungsmodellen in diesem Feld fragte, beschäftigt sich der zweite Teil genau mit dieser Beziehung der philosophischen Psychologie zur Erkenntnistheorie. Einerseits sind nämlich beide Konkurrenz-Unternehmungen, andererseits aber spricht vieles für die Annahme, daß sie komplementäre Perspektiven sind, die sich gegenseitig nötig haben. Die Entwicklung der Psychologie im Verlauf des 19. Jahrhunderts scheint das Bild zu bestätigen, daß die Psychologie sich erfolgreich daran machte, eine empirisch begründete Theorie des Erkennens zu erarbeiten. Das ist eine historische Tendenz, die man nachzeichnen kann, und das tut Sachs-Hombach auch in einer Bewegung von Goethe zu Schopenhauer überzeugenderweise. Es hätte dazu unvorsichtig-überstarker Worte nicht bedurft, wie desjenigen (155, Anm. 5), nach dem Kants Erkenntnistheorie „schlüssig widerlegt“ sei, und zwar ausgerechnet durch G. E. Schulze, dessen Werk „Kritik der theoretischen Philosophie“ sich allerdings nicht im Literaturverzeichnis findet. Nehmen wir also gütigst an, unser Autor hat es gar nicht gesehen, so daß er Schulze, dem Skeptiker, zutrauen darf, was dieser sich selbst wohl niemals zugetraut hätte: nämlich die „schlüssige“ Widerlegung Kants. Aber wie gesagt, es hätte dieser starken Worte überhaupt nicht bedurft, um die Absetzbewegung der Psychologie von der Transzendentalphilosophie überzeugend und als sachlich notwendig darzustellen. Am Ende dieses Kapitels wird ausführlich auf Schopenhauer Bezug genommen; das ist gewiß ungewöhnlich in einer Geschichte der philosophischen Psychologie, erfährt aber durch die Art der Darstellung ihre volle Berechtigung. Allerdings fällt bei diesem Anlaß eine weitere Lücke des Ganzen auf. Helmholtz wird zwar mehrfach erwähnt, aber eine gründlichere Darstellung fehlt; das fällt auf, weil die Theorie der unbewußten Schlüsse hier umstandslos Schopenhauer zugesprochen wird. Zur Theorie aber wird dieses theoretische Element wirklich erst bei Helmholtz, obwohl der Begriff als solcher bereits bei Schopenhauer begegnet, allerdings zuvor schon bei J. G. Fichte. Man hätte sich insgesamt mehr Aufmerksamkeit für Helmholtz gewünscht, der

empirischer als etwa die behandelten Beneke oder Herbart gearbeitet hat, aber gleichwohl in seiner Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie weniger empiristisch oder positivistisch eingestellt war. Gestalten wie er oder auch J. Müller hätten das Bild der „philosophischen Psychologie im 19. Jahrhundert“ noch etwas komplexer werden lassen. Rein darstellungstechnisch ist die Beendigung des zweiten Teils mit Schopenhauer allerdings ein kluger Kunstgriff. Er bereitet den Übergang zum dritten Teil vor, in dem die Spannung von Philosophie und Psychologie nun noch auf einer dritten, weiteren Ebene dargestellt wird. Die Psychologie als empirische Erkenntnistheorie wird von dem philosophischen Problem ihrer eigenen erkenntnistheoretischen Begründung eingeholt. Zwar ist Sachs-Hombach interessanterweise nicht der Meinung - die manche Neukantianer im späten 19. Jahrhundert vertraten -, daß nur eine transzendente, d. h. empiriefreie Grundlegung der Psychologie infrage käme, er ist also zwangsläufig der Meinung, daß eine gewisse Zirkularität unvermeidlich geworden ist, gleichwohl aber hält er das Grundlegungsproblem einer Psychologie für ein echtes Problem, das nicht durch die schon vorliegenden empirischen Ergebnisse kurzschlüssig erledigt wäre. Dieses Problem - darin besteht wohl die bestechende inhaltliche These dieser historischen Forschungen zu einer philosophischen Psychologie - ist angemessen nur zu stellen als Reflexion jenes Spannungsfeldes zwischen psychologischer Empirie und philosophischer Erkenntniskritik. Da aber beide Pole in diesem Spannungsfeld selbst nicht identisch geblieben sind, sondern einen erheblichen methodischen Fortschritt aufweisen, etwa von Moritz' Introspektionen bis hin zu Wundts vergleichender Psychologie, ist die Geschichte selbst das Medium, in dem sich die Reflexionsleistung einer philosophischen Psychologie abspielt. Daher nimmt sich die Philosophie von einer apriorischen und normativen Funktion zurück auf eine bloß regulative Funktion. Sie wird aber im Medium ihrer eigenen Geschichte als philosophische Psychologie beides: Selbstreflexion der Psychologie (= Philosophie) und Selbstreflexion dieser Selbstreflexion (= Philosophiegeschichte) „Deshalb beschreibt der verwendete Untersuchungsansatz als Philosophische Psychologie seine eigene Geschichte“ (329). In diesem Sinne will Sachs-Hombach Diltheys Satz verstanden wissen, daß Erkenntnistheorie „Psychologie in Bewegung“ sei.

Es ist unvermeidlich, daß eine derartige philosophische Psychologie mit historischem Bewußtsein sich einer genuinen romantischen Einsicht nicht länger verschließen kann, nämlich daß der Gegenstand der Psychologie selbst geschichtlich ist. Das freilich weiß die Psychologie nicht aus ihrer eigenen Empirie, sondern aus einer erkenntniskritisch-reflexiven Bemühung um ihre eigenen Grundlagen. Das Eindringlichwerden dieser sachlichen Ergebnisse einer philosophischen Psychologie machen den unbestreitbaren Wert dieses Buchs von Klaus Sachs-Hombach aus. Das versprochene Handbuch zur Ent-

stehung und Problemgeschichte der philosophischen Psychologie im 19. Jahrhundert jedoch muß immer noch geschrieben werden.

Kurt Röttgers

*Lück, H. E. & Miller, R. (Hg.) (1993). Illustrierte Geschichte der Psychologie. München: Quintessenz. 374 Seiten, DM 189,-.*

Die Herausgeber dieser Geschichte der Psychologie haben sich erfolgreich um ein Höchstmaß an Anschaulichkeit bemüht. Die reiche Bebilderung, die viele bislang unveröffentlichte Photos zeigt, wird auf Kunstdruckpapier eindrucksvoll in Szene gesetzt.

Fülle und Vielfalt des in diesem Band Gebotenen stellen den Rezensenten vor ein kaum zu lösendes Problem: wie kann ein auch nur grobes Bild von dem Werk vermittelt werden; von einer detaillierten Würdigung zu schweigen? - Es sei daher gestattet an Stelle einer ausführlichen Darstellung lediglich Anhaltspunkte zur Bildung eines Erwartungshorizontes bei Interessenten zu liefern.

Der Reigen der über 80 durchschnittlich vier bis fünf Seiten umfassenden reich bebilderten Einträge wird eröffnet mit einem Karl Philipp Moritz gewidmetem Kapitel; 350 Seiten weiter schließt der Band mit „Bilder der Psychologie - Psychologie der Bilder. Johannes Müller und die 'phantastischen Gesichterscheinungen'“.

Anfang- und Schlußkapitel sowie die Abteilungen, in welche sie sich eingliedern, stehen bezogen auf den Hauptcorpus des Buches auch inhaltlich eher am Rande. „Der lange Weg zur akademischen Psychologie“, d.h. jene erste Abteilung, die mit dem Moritz-Kapitel beginnt, fällt knapp aus sowohl im Hinblick auf die behandelten Themen als auch hinsichtlich des ins Auge gefaßten Zeitraumes: Lediglich der Beitrag zu „Pysiognomik, Phrenologie, Ausdruckskunde“ widmet der Zeit vor dem 18. Jahrhundert mehr als einen Seitenblick. Das anschließende Kapitel über „Denkende Tiere“ bezieht sich im wesentlichen auf Aussagen der akademischen Psychologie zu einem (insbesondere anfang dieses Jahrhunderts) populären Thema, wurde also wohl weniger aus historischen Gründen der präakademischen Abteilung zugeordnet. Nach einem merkwürdig lapidaren Beitrag über „Goethe als Verhaltenstherapeut“ folgen ein zweiseitiges Kapitel über „Charles Darwin und die Psychologie“ und eine griffige Darstellung zu „Franz Brentano“. Nach den vier Seiten zu Brentano, auf denen Elisabeth und Wilhelm Baumgartner instruktiv an Leben und Werk